

# ZPTh

Zeitschrift  
für Pastoraltheologie

---

Nähe

„Nah am Menschen.“ zeigen sich zahlreiche Einrichtungen und Verbände von Caritas und Diakonie. „Nah am Patienten.“ präzisieren Krankenhäuser in evangelischer wie katholischer Trägerschaft ihr Angebot und versprechen – wie das Evangelische Krankenhaus Bethel – potenziellen neuen Mitarbeiter\*innen einen Umgang, der von „Vertrauen, Respekt, Unterstützung und Anerkennung“ geprägt ist: „Nah am Kollegen.“<sup>1</sup> Der Punkt ist am Satzende bewusst gesetzt: Nähe soll nicht im Status der Verheißung verbleiben, sondern soll Geltung in der Arbeitsrealität für sich beanspruchen können. Auch die Caritas Deutschland bewirbt künftige Kolleg\*innen in sozialen Berufen mit dem Leitbild „Mitten im Leben – Nah am Menschen“<sup>2</sup>. Beim Blättern in Leitbildbroschüren zeigt sich schnell, dass die Menschennähe theologisch qualifiziert wird: Menschen, die fern von der Realisierung ihrer Lebensmöglichkeiten stehen, soll die Liebe Gottes zum Menschen sichtbar und konkret gemacht werden und sich als Beziehungsqualität realisieren, die das Gebot christlicher Nächstenliebe zu erfüllen verspricht. Kein Wunder, dass mit einem Satz wie „nah am Menschen“ das gesamte Selbstbild pastoraler Berufsgruppen in den christlichen Kirchen öffentlichkeitswirksam beschrieben werden kann.<sup>3</sup> Nähe scheint als selbstverständliches Qualitätsmerkmal pastoraler Praxis gesetzt zu sein.

Nicht erst die Corona-Pandemie hat dazu geführt, dass der Punkt häufiger durch ein Fragezeichen ersetzt wird und Nähe als Leitbegriff fraglich geworden ist. In den Transformationsprozessen der letzten Jahre haben sich die Strukturen der Arbeitswelt, technische Kommunikationsmittel und Mobilisierungsphänomene in vielen Lebensbereichen stark verändert. Die Corona-Pandemie hat diese Entwicklungen verschärft und z. T. beschleunigt, auch die Erfahrung und Bedeutung von Nähe im privaten und öffentlichen, ehrenamtlichen und beruflichen Raum. In einem internationalen Forschungsverbund wurden und werden die Digitalisierungsschübe in kirchlichen Handlungsfeldern untersucht. Die CONTOC-Studien (Churches ONLINE in Times Of Corona)

---

<sup>1</sup> So auf dem „Karriereportal“ des EvKB: <https://karriere.evkb.de/arbeiten-im-evkb/leitbild.html> (Stand: 1.4.2023)

<sup>2</sup> <https://www.caritas.de/fuerprofis/arbeitenbeidercaritas/sozialeberufe/> (Stand: 1.4.2023)

<sup>3</sup> Nur als ein Beispiel für viele der Bericht der „Osthessen News“ zur Amtseinführung von Steffen Paar als neuer Propst des Kirchenkreises Rantzau-Münsterdorf im Südwesten von Schleswig-Holstein: „Nah an den Menschen dran sein – dafür ist der 42-Jährige bekannt.“ <https://osthessen-news.de/n11742115/nah-am-menschen-steffen-paar-wird-offiziell-in-sein-amt-als-propst-eingefuehrt.html> (Stand: 1.4.2023)

von 2020 und 2022 interessierten sich dafür, wie staatliche Anordnungen zum ‚social distancing‘ im persönlichen Umgang im privaten und öffentlichen Raum die kirchliche Praxis, insbesondere die Möglichkeiten seelsorglicher Begleitung, sozial-diakonischer Hilfsangebote und kirchlicher Bildungsarbeit betrafen, nicht zu vergessen, wie sich die Verlagerung von Gottesdiensten in den digitalen Raum auf die Erfahrbarkeit von Wort und Sakrament auswirkten. Die Studie wollte Erkenntnisse gewinnen, was von den neuen – digitalen – Formen pastoraler Arbeit für die nähere Zukunft im kirchlichen und gemeindlichen Kontext zu lernen ist. Und nicht zuletzt haben die vielen Fälle sexuellen und geistlichen Missbrauchs in der katholischen Kirche die Frage nach Nähe in der Seelsorge in ein völlig neues Licht gestellt. Nähe ist längst nicht mehr selbstverständlich als räumlich-zwischenmenschliche, leiblich vermittelte Begegnung zu verstehen. Distanz kann nicht nur vor Infektionsrisiken schützen, sondern kann zu anderen Formen der Begegnung führen.

Nähe als scheinbar gesetzter, gebotener Leitwert ist in Kirche und Gemeinde, Caritas und Diakonie längst ambivalent geworden: Nähe kann bedrohlich werden, kann als Übergriffigkeit erlebt werden und Ausdruck von Machtausübung und Machtmissbrauch in Form geistlicher und sexualisierter Gewalt sein. Gerade dort, wo das eigene Handeln als Verwirklichung von Werten wie Liebe, Vertrauen, Konsens, Fürsorge oder Anwaltschaft beansprucht wird und gleichzeitig die Realität von Macht und Hierarchien ausgeblendet oder geleugnet werden, scheinen die ambivalenten Seiten von Nähe zuzunehmen – und viele Menschen zu Kirche in Distanz gehen zu wollen.

Ganz unabhängig von der Pandemie scheint es an der Zeit, sich aus unterschiedlichen Blickwinkeln dem komplexen Thema Nähe (und damit auch Distanz) zu widmen. Wie steht es theologisch um die Erfahrung von Gottesnähe oder Gottesferne? Welche Bedeutung kommt Nähe in therapeutischer und diakonischer Arbeit zu? In leiblicher Perspektive ereignet sich Nähe als Berührung, in heilsamer Weise, bisweilen in ästhetisch-spielerischer Weise als Tanz, aber auch in übergriffiger, missbräuchlicher Weise. Was leisten Gruppen und Gruppenprozesse für die Erfahrung von Nähe oder verliert Gruppenarbeit in Zeiten der Individualisierung und Digitalisierung von Kommunikation an Bedeutung? Wie verändern sich Gestaltungsformen und Erfahrungen von Nähe durch die Verlagerung von Kommunikation in den digitalen Raum?

Die Beiträge im vorliegenden Heft der ZPTh beleuchten das Thema Nähe aus ganz unterschiedlicher Perspektive und in exemplarischer Weise. Den Auftakt macht ein etwas ungewohntes Format: Die vier Herausgeber\*innen der ZPTh, *Ulrich Feeser-Lichterfeld, Katharina Karl, Judith Könemann und Traugott Roser*, identifizieren in einem intensiven mehrstufigen Gespräch ‚Nähe‘ als manchmal offen vertretenes, manchmal unterschwelliges Leitmotiv pastoralen Handelns, das zwar zu problematisieren ist, zugleich aber an fundamentalpraktische Themen wie die Vermittlung der Nähe Gottes im sakramentalen Handeln rührt. Doch: Wessen Bedürfnis nach welcher

Art von Nähe wird in der Pastoral eigentlich bearbeitet? Nah am Menschen muss ja nicht heißen, dass der\*die andere Nähe will.

*Johannes Schnocks* vergleicht die Rede von der Nähe Gottes im antiken Israel im Kontext altorientalischer Gottesvorstellungen. Themen wie Unverfügbarkeit Gottes, göttlicher Schutz und göttliche Strafe werden über ‚nah‘ und ‚fern‘ verhandelt. Wie das Fernsein Gottes als sein Sich-Abwenden im Zorn verstanden werden kann, kann seine Nähe auch als bedrängend erlebt und eindeutig negativ konnotiert sein. Zugleich ist es gerade die Erfahrung kultischer Nähe fern vom Tempelkult, die eine besondere Qualität der Religion Israels auszeichnet und durch den Identitätsmarker der rettenden Gottesnähe im Exodus erinnerbar wird. Gottesnähe wird in vielen Texten, insbesondere bei Hiob und in Psalmen in dichter Weise reflektiert, problematisiert und ersehnt, wobei die Nähe zu Gott bewusste Entscheidung des Menschen ist.

*Eve-Marie Becker* beschreibt, wie in neutestamentlicher Zeit *παρουσία* als seelsorgliches Dasein und Dabeisein in Zeiten räumlicher Distanz gepflegt wurde und über den Austausch durch Briefe auch die Erfahrung der Ferne Gottes in eine Nähebestimmung überführt werden konnte. Das schriftliche Medium dient damit einer Distanzregulation.

Den Entwicklungslinien im Topos von Nähe und Ferne Gottes in den beiden Testamenten folgend analysiert *Dorothee Schlenke* Nähe zeittheoretisch als emphatische Dimension subjektiven Erlebens von Gegenwart. In liturgischen Formen wird Zeit als *καρπός* im *χρόνος* konzeptualisiert. Reformationstheologisch ermöglicht die Identifikation mit dem an Gottesferne leidenden Christus paradox das Erleben neuer, beständiger Gottesnähe. Durch die interne Reflexivität des Glaubensbewusstseins ist es möglich, Ambivalenzen von Nähe im Gottesverhältnis und im Selbstverhältnis in der Zeitlichkeit auszuhalten und zu gestalten.

*Bernd Hillebrand* untersucht veränderte Raumkonstellationen in der Spätmoderne auf Ermöglichungspotenzial für pastorales Begegnungs- und Beziehungsgeschehen. Durch absichtslose, akzeptierende und empathische Präsenz vor Ort wird konstruktiver Kontakt ermöglicht, wenn ein pastoraler Perspektivwechsel von der Sozialform zum Sozialraum stattfindet: In der Verzahnung von Raumeröffnung und Dasein liegen die Grundhaltungen für eine sozialraum- und menschenorientierte Pastoral.

*Frank Weyen* prüft, wie sich Nähe und Distanz unter dem Gesichtspunkt einer Kommunikation des Evangeliums als Digitalität definieren. Nähe, die üblicherweise als „mere-exposure-effect“ entstehen kann, bedarf auch online-mediatisiert einer Kommunikation, die dem neurowissenschaftlich beschreibbaren Bedürfnis nach Kooperation und Zuwendung durch andere Menschen entspricht. In kirchentheoretischer Hinsicht zieht Weyen das Fazit, dass Kirche nicht umhinkommen wird, Elemente digitaler Kommunikation zu nutzen, um eine analoge Kommunikation des Evangeliums anzubahnen.

Exemplarisch werden pastorale Handlungsfelder auf ihren z.T. programmatischen Umgang mit Nähe und Distanz untersucht. Am Beispiel der Predigt als multidimensionalem Geschehen kann *Regina Frey* anhand linguistischer und rhetorischer Parameter nachweisen, dass eine ‚Sprache der Nähe‘ nicht automatisch zu einem gelingenden Predigtgeschehen im homiletischen Dreieck von Hörer\*in, Prediger\*in und Text beiträgt. Gerade dort, wo die ‚Entfernungsasymmetrie‘ am deutlichsten negiert wird, kommt es zu Vereinnahmung und Überlagerung der drei Pole des Dreiecks. Unter Rückgriff auf das Koch-Oesterreicher-Modell der „Nähe und Distanz“ zeigt Frey, dass sowohl eine Sprache der Nähe als auch eine Sprache der Distanz von Sprecher\*in und Hörer\*in als gelungene Kommunikation erlebt werden kann.

*Christoph Hutter* beschreibt, wie in der Folge des Zweiten Vatikanums und der Würzburger Synode der „Gruppe“ zentrale Bedeutung für die Pastoral zukam und in den 1960er- bis 1980er-Jahren einen regelrechten Boom als Handlungsort erlebte. Eine Gruppe kann ja der Ort sein, an dem ein Mensch sich mit anderen über seine individuelle Biografie austauscht, solidarisch wird und gemeinsam exemplarisch und experimentell gehandelt werden kann. Während kirchliche Gruppen in Zeiten von Individualisierung und Narzissmus und ihrer Diskreditierung als Gewalttote und Relikte einer überkommenen Pastoral zur Disposition zu stehen scheinen, beschreibt Hutter thesenhaft das Potenzial, das Gruppenangebote auch in Zukunft haben werden: Einbindung und Zugehörigkeit sind passgenaue Qualitäten, ohne die Menschen nicht leben können.

In ähnlicher Absicht setzt sich *Cornelia Coenen-Marx* mit den Möglichkeiten kirchlich-sozialer Arbeit gegen Einsamkeitsphänomene in der individualistischen Gesellschaft auseinander. Basierend auf Erfahrungen während der Corona-Pandemie beschreibt sie Sorge-Netzwerke, in die sich Kirche einbringen kann, etwa indem sie Räume zur Verfügung stellt, an denen digital und analog Nachbarschaft gelebt und gepflegt wird. Nicht von ungefähr greift Coenen-Marx auf das Ladenkirchenkonzept Ernst Langes zurück, um aus dem Sozialraum heraus Kirchengemeinde als Nachbarschaft zu betrachten.

Auf die Face-to-face-Beziehung in psychosozialen Handlungsfeldern geht *Manfred Gaspar* ein. Er befasst sich mit kassenfinanzierten und weiteren psychotherapeutischen Verfahren, um die Funktion des Aufbaus von Nähe für die Therapiebeziehung zu beschreiben. Neben ‚professioneller Distanz‘ ist auch ‚professionelle Nähe‘ als wichtiges Agens für den Aufbau einer stabilen Beziehungsnähe erforderlich, die nicht auf Gleichheit, sondern auf Unterschiedlichkeit beruht, die sich ihrer Interdependenzen bewusst ist und die sich selbst im digitalen Zeitalter jeweils im ‚Hier und Jetzt‘ realisieren muss.

Zur Bedeutung des Digitalen kehrt auch *Monika Stütze-Hebel* zurück, die – ausgehend von sinnlicher Begegnung bei einem Termin bei der Kosmetikerin – den Zusammenhang von räumlich-körperlicher und persönlich-psychischer Nähe hervorhebt. Räumli-

cher Abstand, Berührung, Aufmerksamkeit, Attribution von Motiven, Rollenbeziehungen und der schmale Grat hin zum Missbrauch sind wesentliche Aspekte von Nähe, die in Gestalt ganz unterschiedlicher Bedürfnisse Prozesse in Gruppen und Dyaden auslösen und leiten. Im Digitalen wird dies primär über den Austausch von Blicken gelebt und als Einschränkung von Leiblichkeit erlebt. Deshalb bevorzugt auch Stützel-Hebel wie andere Autor\*innen des Hefts Face-to-face-Formate pastoraler Angebote. Sie schätzt aber auch digitale Angebote, bei denen sich Nähe entwickeln und Gruppenkohäsion entstehen kann – eine Chance, aber auch eine Herausforderung für kompetente und sensible Gruppenleitung.

Den Debattenbeitrag hat *Michael Klessmann* verfasst. In kritischer Weise schreibt er über die Zwiespältigkeit zwischenmenschlicher Nähe. Er greift dazu Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie und Bindungsforschung auf und setzt sich mit dem semantischen Umfeld von Liebe, Nächstenliebe, Feindesliebe etc. in der christlichen Tradition auseinander. Die flache Hierarchien suggerierende Formel von der Gemeinschaft der ‚Brüder und Schwestern‘ kann zwar wohltuend und aufbauend sein, dient aber oft genug als Mittel zur unausgesprochenen Ausübung von Macht und Kontrolle. In verschiedenen pastoralen Bereichen bis hin zur interreligiösen und interkulturellen Begegnung ist die Suche nach Nähe zwiespältig; es lohnt sich, konstruktiv mit interkultureller Fremdheit umzugehen und durch die Achtung von Fremdheit Nähe und Distanz – auch die Gottes – zusammenzuhalten.

Einen fremden Blick steuern *Michael Obermaier und Rita Molzberger* bei, die unter dem sprechenden Titel „Dis-Tanzen“ die Bedeutung von Näheerfahrungen bei Senior\*innen vorstellen, wie sie durch Gruppen- und Körperarbeit beim Senior\*innentanz möglich sind. Wie in zahlreichen anderen Beiträgen dieser Ausgabe der ZPTH ist auch hier die Verlagerung von bislang analogen Angeboten in den digitalen Raum der Ausgangspunkt zum Nachdenken über Nähe. Obermaier und Molzberger schildern einige überraschende Ergebnisse einer Untersuchung zu Digitaler Kultureller Bildung im Tanz, allen voran die Feststellung, dass auch digitale Angebote großes Unterstützungspotenzial sowohl auf physiologischer als auch auf psychosozialer Ebene haben. Es ist gerade für die Pastoral interessant, wenn die beiden Autor\*innen fordern, nicht nur auf die Entwicklung seniorenspezifischer Gesundheitsapps zu setzen, sondern neue (auch digitale) Formen der körperorientierten Gemeinschaftlichkeit auf den Weg zu bringen.

Drei Beiträge im Forum runden das Heft ab, die in je eigener Weise auch mit Nähe- und Distanzierungsphänomenen zu tun haben. *Elmar Honemann* stellt Ergebnisse und Einsichten einer Evaluation der Erfahrungen mit Multiprofessionellen Pastoralteams im Bistum Limburg im Rahmen eines Pilotprojekts vor. Insbesondere die Veränderungen im Team, die sich aufgrund der Einstellung von außertheologischen und außerreligionspädagogischen Professionsträger\*innen ergeben haben, sind beachtlich als Methoden- und Perspektiverweiterung, eine Erweiterung des pastoralen Spektrums. Eine

reflektierte Auseinandersetzung mit dem pastoraltheologischen Diskurs zum Umgang mit ‚Rechtspopulismus‘ bietet der Beitrag von *Jan Hendrik Herbst*. Differenziert weist er auf Impulse hin, die durch begriffliche Unschärfe gesetzt werden und entweder zu einer schleichenden Normalisierung oder einer prinzipiellen Ausgrenzung führen können. Herbst analysiert, wie die extreme Rechte tendenziell antichristlich, antijüdisch und neopagan ausgerichtet ist, während die radikale Rechte mit Konservativen eine eigene Laien-Theologie pflegt, für die es eine wissenschaftlich-theologische Auseinandersetzung braucht, um Instrumentalisierungsbemühungen offenlegen zu können. Herbst fragt auch nach geeigneten Foren des Dialogs im Spektrum zwischen Öffentlich und Privat. In den öffentlichen Raum des Kinos führt der dritte Beitrag aus dem Bereich von Film und Religion von *Achim Hofmann*. Anhand von Rudolf Bultmanns Existenztheologie arbeitet er die drei Begriffe ‚Verstehen‘, ‚Passivität‘ und ‚Gegenwart‘ heraus, um Bedingungen für eine theologische Film- und Kinohermeneutik zu konzipieren. Dass Filme mit Möglichkeiten und Unmöglichkeiten menschlicher Erfahrung und Erwartung spielen, indem sie narrativ und mit technischen Mitteln jeweils bestimmte Konstellationen ihrer Verschränkung durchspielen, lässt sich in der Passivität der Kinosituation nachvollziehen, in der Simultaneität und Momentanität des Kinoerlebens. Sie ermöglichen bei Rezipient\*innen Verstehen nicht nur als aktive Informationsverarbeitung, sondern auch als sinnlich vermittelte theologische Interpretationsbemühung. Anhand Wolfgang Petersens Filmklassiker „Das Boot“ geht Hofmann die drei Merkmale – die direkte Unmittelbarkeit des Dargebotenen, die passive Selbstbezüglichkeit des Verstehens und die transformierende Potenzialität – exemplarisch durch. Am Schluss sieht Hofmann die Möglichkeit einer systematisch-theologischen Neubestimmung des Verhältnisses von Film und Theologie. Auch dies durchaus eine Bemühung um Nähe.

Ulrich Feeser-Lichterfeld

Katharina Karl

Judith Könemann

Traugott Roser